

Insel

# Theodor Storm

Eine Biographie  
von Georg Bollenbeck  
Mit einem Bildteil

Georg Bollenbeck zeichnet ein differenziertes Portrait von Theodor Storm, dem Erzähler des *Schimmelreiters*, dem Dichter des *Kleinen Hävelmann*, dem realistischen Zeichner des *Pole Poppenspäler* oder *Carsten Curator* und vielen anderen wohlvertrauten Figuren und Szenen, dem Lyriker schließlich. Er stellt Person und Werk des Autors auf dem Hintergrund seiner Zeit dar. Und so entstand eine nach den neuesten Forschungen und Quellen gearbeitete Biographie, ein differenziertes Portrait, ein Gesamtbild, das aus gebührender zeitlicher Distanz mit den verfeinerten Techniken der Darstellung konstruiert wird, die der Literaturhistoriker heute der modernen Geschichtsschreibung verdankt. Von der Dichtungsdeutung bis zur Mentalitätsgeschichte, vom psychoanalytischen Ansatz bis zum soziologischen Zugriff reichen diese Techniken, und sie werden vom Autor dieser Biographie virtuos eingesetzt.

Georg Bollenbeck ist Professor für Germanistik und Kulturwissenschaften in Siegen, Autor zahlreicher Bücher und Aufsätze zur Literatur des 16., 19. und 20. Jahrhunderts.

insel taschenbuch 1347  
Georg Bollenbeck  
Theodor Storm





Georg Bollenbeck

# **THEODOR STORM**

Eine Biographie  
Mit einem Bildteil

Insel Verlag

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1991

insel taschenbuch 1347

Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig

© Insel Verlag Frankfurt am Main 1988

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-33047-9

# Theodor Storm

*Eine Biographie*





## I. Friesische Mischung weltweit?

An einem Tag, irgendwann in den späten fünfziger oder frühen sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, flanieren zwei Herren, ein Redakteur der konservativen Kreuzzeitung und ein Kreisrichter aus der Provinz durch Berlin. Sie unterhalten sich weder über Politik noch über Rechtsfälle. Sie reden über Kollegen, über Rückert und Uhland, über Lenau und Mörike. Der eine spricht sein Lieblingsthema an »Wie eigentlich feine Lyrik sein müßte«. Beide dichten. Und haben sich bereits einen, wenn auch bescheidenen, Namen gemacht. Der kleinere Herr ist sonderbar gekleidet, trägt eine leinene Hose und Weste, ein grünes Röckchen, einen ausgeleierten alten Schal, einen Reisehut. Im Tiergarten verspüren die Herren Hunger. Man entscheidet sich, nicht ohne Einwände des Bessergekleideten, der Aufsehen befürchtet, für Kranzler, das Nobelcafé. Schwellenangst ist dem Mittvierziger im grünen Röckchen unbekannt. Er verweilt länger am Buffet und wählt einen zentralgelegenen Tisch – zum Leidwesen des weltgewandten Journalisten.

Theodor Fontane, damals Journalist der Kreuzzeitung, erzählt uns die Anekdote in seinen Erinnerungen an Theodor Storm, damals Kreisrichter in Heiligenstadt. Beide schätzen sich als Autoren, und doch werden sie nicht miteinander vertrauter. Aber über Literatur können sie sich verständigen – auch wenn die politischen Ansichten weit auseinandergehen. Der Journalist ist ein Preußenfreund. Der preußische Kreisrichter dagegen haßt die Preußen, ihr militärisches Gehabe, den Umgangston, die Bürokratie. Auch die unterschiedliche Lebensweise befremdet. Fontane kennt Leipzig, Dresden und Berlin, verbringt mehrere Jahre in London. Undenkbar, daß er sich nach Neuruppin, seinem Geburtsort, zurücksehnt. Storm hingegen liebt Kleinstädte, ihre Häuser mit anliegenden Gärten, ihre Überschaubarkeit. Er möchte zurück nach Husum in seine Geburtsstadt. In seinen Erinnerungen beschreibt, ja karikiert Fontane Storms »Husumerei« und »Provinzialsimpelei«, die Teezeremonien,

den Versuch, in Preußen Husumer Lebensverhältnisse zu inszenieren. Ihn stört der verengte Blickwinkel, die Neigung zum Idyll, die stimmungshafte Wahrnehmung der Wirklichkeit. Demgegenüber spielt Fontane, dies ist unverkennbar, seine Weltläufigkeit und Sachlichkeit aus.

»Er war«, so heißt es in den Erinnerungen, »für den Husumer Deich, ich war für die Londonbrücke; sein Ideal war die schleswigsche Heide mit den roten Erikabüscheln, mein Ideal war die Heide von Culloden mit den Gräbern der Camerons und Mac Intosh. Er steckte mir zu tief in Literatur, Kunst und Gesang.«<sup>1</sup>

Auch anderen Zeitgenossen fällt der Hang zum Überschaubaren und Provinziellen auf. Und sie können sich dabei auf Leben und Werk berufen. Storms Herkunft bleibt im regionalen und sozialen Sinne sein unmittelbarer biographischer Bezugspunkt. Er lebt ereignisarm in geordneter Bürgerlichkeit, in einer Nahwelt, deren Zentrum die Familie, Leseabende und der Gesangverein ausmachen. Gesellschaft schrumpft bei ihm zu Geselligkeit, und seine Umwelt erscheint häufig als Natur mit poetischem Zauber. Auch das literarische Werk, die Gedichte, Märchen, Erzählungen, Novellen bleiben jener Nahwelt verhaftet. Heimat und Natur, Familie und Liebe erscheinen auf den ersten Blick als immer wiederkehrende Generalthemen. Und die Räumlichkeiten sind dem Leser als enge und bisweilen beengte bald vertraut. Dies ist hinlänglich bekannt. Bezeichnend schon die charakterisierenden Metaphern zeitgenössischer Kritiker. Die Texte seien »Kaviartönnchen« (P. Heyse), »verwelckte Blätter« (F. W. Hackländer), »Kleinmalerei« (R. Prutz), »Genrebildchen« (P. Rosegger), »Lyrik für den Nipptisch« (R. Gottschall). Sicherlich sind in den Metaphern unterschiedliche Bewertungen lebendig, die Skala reicht von »klein und fein« bis »klein und beschränkt«, gemeinsam bleibt aber trotz unterschiedlicher Bewertungen das festgestellte ausschnitthaft Begrenzte. »Weitab vom laufenden Webstuhl der Zeit« sieht am Jahrhundertausgang der jugendliche Freund Erich Schmidt den »friesischen Strand- und Seedichter«.<sup>2</sup> Der einflußreiche Germanist hebt hier an einflußreicher Stelle zwei charakterisierende (nicht

unbedingt charakteristische!) Züge hervor, die schon zu Lebzeiten des Autors von der Literaturkritik formuliert und später von der zuständigen Wissenschaft, der Germanistik, festgeschrieben werden. Sicherlich bietet Storms Provinzialismus Gelegenheit, den Autor als ebenso unpolitischen wie schollenverbundenen Dichter darzustellen. Ob er dies auch rechtfertigt, bleibt zu klären. Jedenfalls entwerfen die Vertreter der Institution Literatur, die Lehrer, Kritiker und Germanisten aus völkischer und später auch nationalsozialistischer Sicht einen friesisch-niederdeutschen oder nordischen Storm, dessen Schrifttum aus Blut und Boden erwachsen soll. Wenn, wie folgenreich bei Josef Nadler, »friesische Sippe« und »nordische Abkunft« den Dichter und sein »Schrifttum« hervorbringen,<sup>3</sup> dann entlastet dies von sozialem und historischem Erklärungsdruck. Bezeichnend ist dafür auch, daß Franz Stuckerts große Stormbiographie nicht mit der Geburt oder mit gesellschaftlichen Verhältnissen in Husum, sondern mit umfassenden Landschaftsschilderungen beginnt.<sup>4</sup> Es geht dabei nicht um die nüchterne Schilderung der Region, sondern um die Einstimmung ins Schollenhafte. Solche »Aufordnung« erlaubt verschiedene Akzentuierungen. So kann man mit Blick auf die späte Novellistik den Autor etwa als aufrechten deutschnationalen Freiheitskämpfer heroisieren. Vorherrschend bleibt aber weit über die Germanistik hinaus die Vorstellung vom sentimental und unpolitischen Heimatdichter aus der grauen Stadt am Meer. Nicht die Germanistik, sondern das von ihr beeinflusste Lesebuch dürfte vorstellungsprägend wirken. Jedenfalls herrscht das Bild vom Heide- und Deichdichter, vom Idylliker und Melancholiker bis heute vor. Nicht nur im deutschen Sprachbereich, sondern weltweit, wie ein Blick in internationale Lexika zeigt. Dagegen kommt auch nicht jene eifrige Germanistik an, die nach 1945 in zahlreichen, oft ermüdend zu lesenden Spezialuntersuchungen Einzelaspekte aus Leben und Werk analysiert und interpretiert. Innerhalb der Forschung gilt Storm heute als Sprachartist, der, bisweilen nicht frei von trivialliterarischen Zügen, Raffinement und Einfachheit miteinander zu verbinden weiß. Auch hat man versucht, den Autor, wie in der Biographie von Peter

Goldammer,<sup>5</sup> als Demokraten vorzustellen oder ihn wenigstens, wie Karl Ernst Laage, von der Husumerei zu »befreien«, indem die Distanz zur Heimat ebenso hervorgehoben wird wie die Verbindung mit der nationalen und internationalen Literatur.<sup>6</sup> Außerhalb der Fachwissenschaft aber überleben alte Vorstellungen vom verträumten Poeten, so als sei er eine Art literarischer Spitzweg.

Hier soll kein Forschungsbericht präsentiert werden. Es geht auch nicht um die Aufzählung einzelner Stormdeutungen. Daß nach Zeit und Interesse Künstler unterschiedlich bewertet oder gar vergessen werden, läßt sich nicht als Besonderheit der Stormrezeption verbuchen. Die Art und Weise, wie Literaturgeschichte geschrieben wird, Autoren bewertet und ihre Werke gelesen und gedeutet werden, gibt vielmehr Auskunft über die Interpreten und deren gesellschaftlichen Horizont.

Auch zu Storm finden wir verschiedene, ja gegensätzliche, historisch und sozial zu relativierende Deutungen. Sieht man von skurrilen »Interpretationen« ab, so lassen sich diese einzelnen Deutungen nicht einfach als beliebige Konstrukte abtun. Denn sie beziehen sich, diese häufig überbewertend, auf bestimmte Einzelzüge in Leben und Werk. Unterhalb der plausiblen oder weniger plausiblen Charakterisierungen und Interpretationen, seien sie nun völkisch, existentialistisch, werkimmanent oder literatursoziologisch orientiert, gibt es einen Minimalkonsens: Dies ist die allseits festgestellte »Enge« in Leben und Werk, die allerdings unterschiedlich beurteilt wird: abwertend als unbedeutende Beschränktheit, aufwertend als bedeutsame Überschaubarkeit. Dazu Storm, weniger naiv, als viele seiner Interpreten vermuten: »Ich bedarf äußerlich der Enge, um innerlich ins Weite zu gehen« (an H. v. Preuschen 21. 9. 1881). Dies soll für die Lebensverhältnisse und kann auch für das Werk gelten.

Storm ist achtzehn Jahre jünger als Balzac. Welch ein Unterschied in der Erfassung zeitgenössischer Wirklichkeit – sofern man sie als zu dokumentierende bürgerliche Gesellschaft bestimmt! Welch ein Unterschied aber auch in der Gestaltung des individuellen Gefühlslebens, der beseelten Natur! Balzac be-

zieht sich auf eine moderne, politisch und materiell vereinheitlichte bürgerliche Gesellschaft, und er versteht sich bekanntlich als deren Historiker. In seinen Romanen wird viel Geld verdient und verloren. Storms Wirklichkeit ist eine vorindustrielle Provinzwelt, der er eine poetische Seite abgewinnen will. Bei ihm spielt das Geld eine geringe Rolle, dafür werden um so häufiger Blumen und Küsse ausgetauscht. Auch hier sollte eine nüchterne Selbsteinschätzung angeführt werden:

»Zur Klassizität gehört doch wohl, daß in den Werken eines Dichters der wesentliche geistige Gehalt seiner Zeit in künstlerisch vollendeter Form abgespiegelt ist, und werde ich mich jedenfalls mit einer Seitenloge begnügen müssen« (an E. Kuh 1. 9. 1872).

Storm wirkt ähnlich wie Adalbert Stifter oder Gottfried Keller im Vergleich mit der westeuropäischen oder russischen Literatur altfränkisch und idealrealistisch. Die häßlichen Seiten der bürgerlichen Gesellschaft, Verstädterung und soziales Elend, Eile und Erwerbsgier, kommen bei ihm nicht vor, wohl aber ihre gefährdenden Auswirkungen in einer vorindustriellen Nahwelt.

»Friesische Mischung weltweit?« lautet die etwas gewagte Überschrift zu diesem einleitenden Kapitel. Dies soll vor allem auf die Diskrepanz zwischen der »Enge« in Leben und Werk und auf eine überraschende Popularität »darüber hinaus« verweisen. Es ist schon verwunderlich, daß der vermeintliche Heimatdichter Weltwirkung erlangt und zum vermutlich meistgelesenen deutschsprachigen Autor des 19. Jahrhunderts avanciert. Offensichtlich überlebt der Provinzler und vermeintlich versponnene Idylliker viele Weltmänner des literarischen Lebens. Wer kennt heute noch den weitgereisten Paul Heyse, den selbst der Nobelpreis für Literatur (1910) nicht vor dem Vergessen bewahren konnte? – Wer nur für den Deich zuständig sein soll, der wird nicht nur hinter dem Deich gelesen. Populär wird und bleibt Storm nämlich weit über den deutschen Sprachbereich hinaus. Es erscheint zunächst paradox, daß er besonders in entwickelten kapitalistischen Ländern wie Japan und den USA zahlreiche Leser findet. In Japan behauptet sich Storm als beliebtester

deutscher Autor des 19. Jahrhunderts mit über 200 Ausgaben, davon 40 für die Schule!<sup>7</sup> In den USA dient er zudem als beliebtes Objekt für akademische Qualifikationen, für Interpretationen, Magisterarbeiten, Promotionen. Die Verlagsorte bestätigen die internationale Wirkung: Athen, Sofia, Mailand, Paris, Amsterdam, New York, Moskau, Toronto u. a. Allein in beiden deutschen Staaten werden nahezu 15 Millionen Stormbücher gekauft und, so kann vermutet werden, teilweise auch gelesen. Verfilmungen, Hörspiele, Fernsehberichte und Zeitungsartikel begleiten und befördern diese Popularität. Keine Frage, Storms Wirkungsgeschichte liest sich als Erfolgsgeschichte. Als ihre Aktivposten gelten einzelne Gedichte, vor allem aber zwei unterschiedliche Novellen: *Immensee* und *Der Schimmelreiter*.

Was soll überhaupt eine Werkbiographie? Soll sie den Erfolg des Autors nachzeichnen und erklären? Will sie darstellen »wie es eigentlich gewesen ist« oder verbindliche Interpretationen liefern und ein neues Stormbild entwerfen? Wer ist das Subjekt der möglichen Geschichte? Der individuelle Autor oder die gesellschaftlichen Verhältnisse, die einzelnen Werke oder die Macht der Tradition? Welche Rolle spielen dabei der Vermittler und das zu Vermittelnde?

Der scheinbar einfachste Weg führt jedenfalls in eine Sackgasse. Gemeint ist hier der Gestus des redlichen »bei der Sache Bleibens«, des Erforschens und Präsentierens von Daten. Ihm verdankt die Stormforschung ihre Materialbasis, die kommentierten Texte, die entdeckten und publizierten biographischen Dokumente, die Einzelinterpretationen und Gesamtdarstellungen. Ohne sie bleibt biographisches Schreiben vollends der Vermutung und Einfühlungskraft ausgeliefert. Koaliert allerdings der Anspruch des »bei der Sache Bleibens« mit der Absicht, Leben und Werk so darzustellen »wie es gewesen ist«, dann entsteht eine problematische Stimmigkeit zwischen den unterschiedlichsten Fakten. Schon der ältere Positivismus greift auf die Biographie zurück, weil ihr Lebenskontinuum die splitterhafte Vielzahl der erforschten Details und Kausalverbindungen zu integrieren verspricht. Aber gerade die Konzentration auf die

herauszuarbeitenden Sinneinheiten des Ererbten, Erlernen und Erlebten läßt den breiten Strom der gesellschaftlichen Verhältnisse zum biographischen Rinnsal verkümmern. Anders ausgedrückt: Die Teleologie der Biographie entlastet von Gesellschaftsanalyse. Oft erscheint die Kindheit als Miniaturausgabe der späteren Karriere, in der dann Mühsal und Glückszufall wirken. So entsteht häufig eine problematische Chronologie, die zwischen Geburt und Tod des Betroffenen Ereignis an Ereignis reiht. Ihre wohltätige Wirkung beschreibt Robert Musil: »Wohl dem, der sagen kann ›als‹, ›ehe‹, und ›nachdem‹! Es mag ihm Schlechtes widerfahren sein, oder er mag sich in Schmerzen gewunden haben: sobald er imstande ist, die Ereignisse in der Reihenfolge ihres zeitlichen Ablaufs wiederzugeben, wird ihm so wohl, als schiene ihm die Sonne auf den Magen.«

Die Orientierung auf das »Vorher« eröffnet allzu leicht eine mechanisch-kausale Perspektive, mit der das literarische Werk zum Resultat einzelner Ursachen gerät. So sollen zahllose Fakten und Einzelheiten den Nachweis erbringen, daß der Autor in einer bestimmten Situation nur so und nicht anders schreiben konnte. Das einzelne Werk leuchtet dann bestenfalls als Edelstein in einer Ursachenkette auf. Bleiben offensichtliche Lücken, dann muß sie das »Genie« des Autors (eine vage Größe) füllen. Das »bei der Sache Bleiben« entrückt so in die Höhen des »Schöpferischen«. Verlässlichkeit und »Objektivität« schlagen in Spekulation oder gar Mythenbildung um. Diese Tendenzen sind aus der Geschichte der Biographie bekannt. Es sei hier nur an die Lessing-Biographie des Stormfreundes E. Schmidt, oder an Robert Pitrous »La vie et l'œuvre de Theodor Storm« (1920) erinnert. Wie diese objektive »Manier« in eine subjektive mythenbildende umschlägt, zeigen die Goethe- und Nietzschebiographien von Friedrich Gundolf und Ernst Bertram. Zu einer solchen Heroisierung bietet sich Storms bürgerlich geordnetes Leben indes nicht an.

Was heißt also Werkbiographie? Ist nicht auch mit unserem Begriff ein möglichst stimmiger Zusammenhang zwischen Leben und Werk unterstellt? Die Orte und das Personal, die Stoffe und die Motive stammen, wenn auch nicht mit autobiographi-

scher Verbindlichkeit, aus der eigenen Lebenswelt. Man könnte Storm als einen autofiktiven Autor charakterisieren, der fremden Lebenswelten mißtraut und sich ganz auf die eigenen Erfahrungen verläßt. Selbst in den Chroniknovellen wirkt das Vergangene familiär und heimatlich. Ganz im Gegensatz etwa zu den Kraftgestalten in Conrad Ferdinand Meyers Novellen, deren Helden in der großen Welt auftreten, Schlachten schlagen und Intrigen bestehen. Leicht lassen sich bei Storm autobiographische Motivschichten freilegen. So etwa im Falle seines Sohnes Hans, der sein Leben zum Leidwesen des ordentlichen Vaters verbummelt und als Alkoholiker stirbt. Dies wird als erbliche Trunksucht in den Novellen *John Riew* und *Der Herr Etatsrat* verarbeitet. Es ist variiert mit dem Thema des verlorenen Sohnes, mit oder ohne Schuld des Vaters, mit versöhnlichem oder unversöhnlichem Ausgang, in den Novellen *Carsten Curator*, *Hans und Heinz Kirch*, *Bötjer Basch*. Das Lebensproblem seines Sohnes Karl, eines mittelmäßigen Musikers, erzählt er in der Novelle *Ein stiller Musikant*. Und *Viola Tricolor* verarbeitet seine gefährdete zweite Ehe, den Kult um die verstorbene Gattin und die Aussöhnung mit der zweiten Frau. Storm selbst spricht solch biographische Bezüge – nebenbei bemerkt, sie sind ein Steckenpferd der Stormforschung – selbst häufiger an. In seiner Lyrik benutzt er, wie noch zu zeigen, unduldsam und dogmatisch, eine Poetik, die auf die individuelle Lebenssituation verweist. Gemeint ist die Erlebnislyrik. Dieser Begriff dient auch als Waffe gegen den literarischen Erbfeind, Emanuel Geibel, dessen Verse als nur gemachte, nicht erlebte bekämpft werden und dessen Erfolg Neid hervorruft.

Ein Biograph hat solche lebensgeschichtlichen Linien nachzuzeichnen, zugleich aber auch die Ablösung des Werkes von der alltäglichen Lebenswelt herauszustellen. Was ist damit gemeint? Bekanntlich entsteht die Erlebnislyrik aus einer bestimmten Lebenssituation. Meistens bleibt sie auch auf diese beschränkt. Ihre unglückliche Liebe mögen Millionen mit Gedichten verarbeiten, das Erlebnis mag »echt« sein, die Gedichte können dennoch mißlingen. Der mögliche therapeutische Wert solcher Lyrik soll hier nicht bestritten werden. Selten wirkt sie allerdings



über ihren partikularen Ansatz hinaus. Storm reflektiert häufiger das Problem des individuellen Erlebnisses und seiner nötigen lyrischen Verallgemeinerung. Für ihn besteht die eigentliche Aufgabe des lyrischen Dichters darin,

»eine Seelenstimmung derart im Gedichte festzuhalten, daß sie durch dasselbe bei dem empfänglichen Leser reproduziert wird, wobei freilich der Wert und die Wirkung des Gedichtes davon abhängen wird, daß sich die individuellste Darstellung mit dem allgemeingültigsten Inhalt zusammenfinde« (4. 331).

Ebensowenig wie das Werk sich in eine biographische Ursachenkette einfügen läßt, kann ein individueller Lebenslauf als Vorgang der Lebensgeschichten, Gegenwart der Lebensvollzüge und vor- und rückblendenden Lebensperspektiven als privat abgegrenzt werden. Sicher, die Individuen gehen immer von sich selbst aus; besonders intensiv übrigens Storm. Aber dieser alltägliche Sachverhalt kann keine biographische Methodik begründen. Denn Gesellschaft besteht nicht nur aus, sondern auch in Menschen, deren Wahrnehmungen sie prägt, Handlungen bedingt und Lebenschancen verteilt. Nicht ohne Grund gleichen viele, nur auf die Persönlichkeit ausgerichtete Biographien alten Scherenschnitten: Ihre Portraits sind scharf kontrastiert, und doch bleiben die Gesichtszüge im Dunkeln und die Hintergründe im Hellen verborgen. Auch deshalb ist diese Werkbiographie als Gesellschaftsbiographie geplant. Sie möchte weder eine private Detailchronologie noch eine erweiterte Kulturgeschichte bieten. Ihr geht es um Storms Individualität als gesellschaftliche Erscheinung, um den Ereignischarakter seiner Werke in und gegenüber einer bestimmten literarischen Reihe.

Erzählen ist eine Grundlage historischer Erkenntnis. Es ermöglicht über Zeiterfahrung und Erinnerung Sinnbildung. Wie sich dies bei Storm ausformt, bleibt aufzuzeigen. Für den Biographen bedeutet dies eine durchlässige Grenze zwischen wissenschaftlicher und literarischer Biographie. So besteht die vorliegende Arbeit, wie jedes Unternehmen dieser Art, aus zwei Schreibweisen. Sie versucht Storms Lebensgeschichte zu erzählen, wo sie sich zeitlich und räumlich bewegt, und sie

integriert die Analyse von Leben und Werk. Bekanntlich besserten in den letzten Jahren literarische Biographien den lädierten Ruf der Gattung. Um die Erwartungen zu senken, sei betont, daß das vorliegende Buch von einem Literaturwissenschaftler stammt, einem eigentlich ungeeigneten »Erzähler«, der sich als Vermittler versteht; dies allerdings ohne die Absicht oder Illusion, schildern zu wollen »wie es gewesen ist« – auch wenn Material und Informationen dargeboten werden. Nein, ich schildere nicht meine Reise nach Husum, meine Eindrücke auf dem Deich, meine Gefühle gegenüber Hauke Haien. Subjektivität wird zurückgenommen, und doch leiten mich bestimmte Absichten, nämlich Storm von unserer Gegenwart her in seiner Zeit zu verstehen, ihn zu aktualisieren, indem man seinen geschichtlichen Ort »für uns« beschreibt.

Versteht man Geschichte als Schauplatz großer Persönlichkeiten und Machtkämpfe, dann lebt Storm im Abseits und schreibt Abseitiges. Eröffnet aber die Perspektive einer »histoire totale« den Blick auf kollektive Denk- und Verhaltensweisen und deren Strukturbedingungen, dann befindet sich Storm »mitten« in kollektiven Mentalitäten des 19. Jahrhunderts, in den Spannungen zwischen Konvention und Wunsch, Gefährdung und Geborgenheit, Zeit und Vergänglichkeit. So wird sich das traditionelle Stormbild als Verniedlichung erweisen.

## II. Bürgerliche Lebensformen und die Poesie als Stimmungsmacht

Storm stirbt am 4. 7. 1888. Als drei Tage später der Zug aus Hademarschen-Hanerau mit dem reichgeschmückten Sarg in Husum eintrifft, erwarten ihn am Bahnhof nicht nur Bürger und Schriftstellerkollegen, sondern auch der Oberpräsident, der Bürgermeister, die Stadtverordneten. Am 15. 7. berichtet *Die deutsche Presse*, das Organ des deutschen Schriftstellerverbandes:

»Vom Rathhause wehte eine schwarze Trauerflagge. Unter Glockengeläute bewegte sich der imposante Leichenzug nach dem St. Jürgen-Kirchhof zur Familiengruft... Bemerkt sei noch, daß dem Wunsche des Dichters gemäß kein Geistlicher der Bestattung beiwohnte.«

Keine Frage, da wird ein berühmter Autor bestattet, einer, den schon zu Lebzeiten die Literaturgeschichten als Aktivposten der Nationalliteratur verbuchen; einer, der im Lesebuch steht. Ehrenbürger seiner Heimatstadt ist er schon; das obligatorische Denkmal, Erinnerungsbeiträge und Schulausgaben werden folgen. Storm, der sich als Autor, insbesondere als Lyriker, ein Leben lang unterschätzt fühlt, erfährt seit den späten sechziger Jahren verstärkte Anerkennung, auch wenn seine Novellistik und Lyrik aus der Sicht des »modernen« Naturalismus überholt wirken und dem gründerzeitlichen Kraftmeiertum biedermeierlich erscheinen.

Der Wunsch, in der Familiengruft bestattet zu werden, läßt sich nicht als Spleen eines alternden Bohemien verbuchen. Storms Leben kennt keine Absonderung vom bürgerlichen Milieu, keine Stilisierung als Vagabund oder Dandy, keine organisierte Unordnung oder rebellische Gesinnungsgemeinschaft mit anderen Literaten. Unser Autor arbeitet 36 Jahre lang gewissenhaft als Jurist, liebt einen geordneten Tagesablauf, haltbare Kleidung und ordentliche Wohnungen. Geht er auf Reisen, was selten vorkommt, dann darf das eigene Nachtkissen nicht fehlen. In praktischen Alltagsgeschäften, in Geld- und Rechtsfragen be-

weist er eine nüchterne Sachlichkeit. Bei Honorarfragen bitten ihn gelegentlich Schriftstellerkollegen um Rat.

Andererseits bildet sich bereits im ersten Lebensdrittel eine Distanz zum bürgerlichen Herkunftsmilieu aus. Als junger Rechtsanwalt beklagt er sich über die Einsamkeit und Langeweile in Husum. Später, nach der Rückkehr aus Heiligenstadt, findet er das gesellige Leben »langweilig« und »fast übertrieben« (an L. Pietsch 10. 12. 1865). Als alter Mann verkauft er sein Vaterhaus und verläßt die nur vermeintlich vielgeliebte Heimatstadt – nicht wie man vermuten könnte, um Altersruhe auf dem Land zu finden, sondern um »sich zu verjüngen« und als »Poet noch eine neue Periode zu erleben« (an den Sohn Karl 23. 10. 78). Weitere Ungereimtheiten, vielleicht auch Widersprüche, lassen sich anführen. Der ehrbare Familienvater und Verfechter der lebenslangen monogamen Ehe hat kurz nach der Hochzeit eine Geliebte, wechselt noch als reifer Herr mit einem Backfisch schlüpfrige Briefe und schreibt Novellen und Gedichte voller sublimierter Sexuelsymbole. Der preußische Jurist mißtraut den preußischen Siegen. Während die Husumer Bürger, wenige Jahrzehnte zuvor noch augustenburgisch-königstreu, den Sieg über die Franzosen feiern (das *Husumer Wochenblatt* berichtet am 7. 9. und 29. 10. 1870: »Unsere Stadt entfaltet Flaggen-schmuck. Abends waren alle Häuser illuminiert . . . Bis spät in die Nacht gab man sich der Freude hin«), bewahrt Storm Distanz. Sein Haus bleibt jedenfalls dunkel.

Dieses hier nun angedeutete »Einerseits« – »Andererseits« soll die Verbundenheit mit und die Distanz gegenüber seiner Herkunft ausdrücken, jene wohlbekannte vermeintliche »Husumer-rei« und jenes kaum bekannte Darüberhinausgehen. Dies läßt sich im ersten Lebensdrittel gleichsam romanhaft als Entwicklung erzählen: ein Kleinstädter zieht in die Welt, besucht das Gymnasium, studiert in Kiel und Berlin, erlernt nicht nur einen reputierlichen Beruf, sondern erwirbt literarische Bildung, kehrt nach Hause zurück und sieht die Heimatstadt mit anderen Augen. Lebenszeit dient als Zeit zum Leben, als Raum für die Ausbildung einer persönlichen Identität. Die ist bei Storm nach dem ersten Lebensdrittel abgeschlossen und bleibt für individu-